



Bild: Dr. Jan Linxweiler

1

2017

**Neujahrs-Ansprache am Sonntag, 1. Januar 2017,
(auch) zum 500. Jubiläumsjahr der Reformation.**

Werner Busch

Begrüßung:

Sehr geehrte Damen und Herren, seien Sie herzlich begrüßt zum Neuen Jahr 2017! Und lassen Sie es mich gleich vorweg sagen. Die etwas länger geratene Neujahrsansprache, die Sie im Verlauf dieses Ereignisses hören werden, hat ihren Namen allein von dem Datum, für das sie geschrieben wurde und an dem sie nun endlich gehalten werden darf. Damit Sie, liebe Zuhörerinnen und -hörer, nicht in einer allzu pastoralen oder gar präsidentalen Hörerwartung vorglühen, kündige ich schon jetzt an, dass Sie hier nicht ohne eine sanfte ironische Achterbahnfahrt davonkommen werden. Rechnen Sie also mit der einen oder anderen spitzen Bemerkung, deren Ernsthaftigkeit hier nicht gleich grundsätzlich verneint werden soll, aber doch auch nicht vollständig ausgelautet wurde. Erfahrungsgemäß gehört es zu den Eigenarten der Ironie, dass ihre Dosierung so schlecht abzuwiegen ist. Beim Kochen und Abschmecken einer öffentlichen Rede vertut man sich leicht. Schnell wird aus einer Messerspitze ein Löffel voll. Dem einen schmeckt es wohlgewürzt, ein anderer findet's fad und ein dritter verzieht die Miene. Achterbahn für die Sinne. *Nur deshalb* haben wir hinter der Orgel ein paar Getränke für Sie bereit gestellt, damit Sie notfalls den unerwünschten Geschmack aus Ihren Geschmacksnerven heraus spülen können. Sie sind auf jeden Fall eingeladen, zu genau diesem Zwecke beim anschließenden Empfang noch zu verweilen und auf **2017** anzustoßen, wenn Sie denn überhaupt so lange damit warten mögen.

Warum Ironie? Nun, ein normaler Jahreswechsel ist eine ziemlich große Geste für einen einzigen kurzen Moment. Ein Riesengetöse für einen kleinen Tick des Sekundenzeigers. Stunde und Datum springen zeitgleich um wie jeden Tag um 0.00 Uhr, so what? Die Einteilung von Tag und Nacht kann man ja immerhin am direkt erlebbaren Wechsel von Hell und Dunkel noch nachvollziehen. Aber der Jahresrhythmus ist schon abstrakte Mathematik, dazu noch schlecht gerechnet, oder anders gesagt: eine pragmatische Konvention, die wir wie ein hehres Naturgesetz feiern. Wie viel mehr gilt all das für das Jubiläumsjahr 2017. 500 Jahre Reformation. *Dieser* Zeiteinteilung liegt nun gar keine eigene Gestirnsbewegung mehr zugrunde. Unser Jubel über ein halbes Jahrtausend fußt auf einem Akt purer Willkür. Warum flippten wir nicht beim 462,73. Jahr schon aus? Das können Sie keinem Außerirdischen plausibel erklären. Um sich mit diesem intellektuell etwas unbefriedigenden Umstand arrangieren zu können, scheint mir eine Brise Ironie heute angemessen zu sein. So tun, als ob es gerade nichts Bedeutsameres, nichts Wirklicheres auf der Welt gibt als dieses Zeit- und

Zahlenspiel, und dabei mit einem bübischen Augenzwinkern das eigene aufgesetzte Getue belächeln. Wenn nicht bereits am Beginn dieser Stunde Alkohol die Synapsen lähmen darf und man bitte auch noch nicht entspannt lächelnd das Denken einstellen sollte, dann bleibt uns eigentlich wenigstens die neuronale Überreaktion der Ironie. Weniger sagen als man tatsächlich meint, und mehr denken als man faktisch gehört hat.

Versteht man Ironie nicht als Brise, sondern als „Schutzschicht des Uneigentlichen“¹, wie Roger Willemsen sie in der letzten Rede vor seinem Tod kritisch bezeichnete, dann werden sie merken: diese Schutzschicht ist schon längst zerrissen und das muss auch so sein. Mag sein, dass die „coole Gleichgültigkeit“ während der 90er Jahre zum „Lebensprinzip“ befördert worden ist.² Aber zum Habitus erstarrte ironische Distanz offenbart vor allem dann ihre Inkompetenz, wenn jemand damit zuzudecken und zu verdrängen versucht, was als unabweisable Herausforderung und Not unserer Zeit vor aller Augen ist. Wenn Ironie nicht mehr der Entlarvung, sondern der Verdrängung dienen soll, vergrößert sie nur das Elend ihrer Zeit.³ Sie hinterlasse einen schalen Beigeschmack, der am 1. Januar vielleicht gut zu der körperlichen Verfassung des einen oder anderen Zeitgenossen passt, aber nicht wirklich helfen könnte, dass wir uns mit Herz und Verstand am Beginn eines neuen Jahres bereit machen für das, was kommt.

Wir haben zu diesem Anlass auch schöne Musik und eröffnen das Neue Jahr mit einer Kantate. „Wünschet Jerusalem Glück.“ Glück, das ist auch so etwas Irrationales wie unsere Zeiteinteilungen und Jubiläen. Glück ist die freundliche Ironie des Lebens. Ein wunderbares Augenzwinkern im Dasein, ein Hochgefühl, ein Fest, für das es keine wissenschaftlich nachweisbare Ursache gibt. Man kann es nur wünschen. Sich, dem Esel, zuerst und dann anderen. Der Geliebten und den Kindern, unserer Stadt, unserem Land und unsern bösen Nachbarn auch. Und Jerusalem, der Stadt des Friedens, die noch keine Stadt des Friedens ist. So wie unsere Welt – Gott sei es geklagt! – keine Friedenswelt ist. Der allgemeine Friedenswunsch wird heute nicht nur musikalisch mit der konkreten Bitte um den Frieden verflochten. „Verleih uns Frieden gnädiglich.“ Ein Gebetsruf. Eine an Gott gerichtete Erwartung. Die Wunden, die

¹ Roger Willemsen, Wer wir waren. Zukunftsrede, Frankfurt am Main 2016, S. 10.

² Stephan Grünewald, Deutschland auf der Couch. Eine Gesellschaft zwischen Stillstand und Leidenschaft, Frankfurt am Main 2006, S. 17ff handelt vom „Verlust der Leidenschaft“.

³ Vgl. Jedediah Purdy, Das Elend der Ironie, Hamburg 2002.

von Terror und Krieg und ihren Ausläufern geschlagen wurden und werden – erst vor kurzem in Berlin und erneut dramatisch in der zurückliegenden Silvesternacht in Istanbul – diese Wunden sind zuerst ein Unglück für die Opfer, die hinterhältig getroffen wurden. Diese Attacken verletzen in zweiter Linie auch das Lebensgefühl derer, die nicht unmittelbar getroffen wurden, aber mit gemeint sind. Die Kopflosigkeit in jeder Hinsicht ist das Ziel derjenigen Terroristen, die aus religiösen Motiven morden und Schrecken verbreiten. Daher brauchen wir innere Haltung und innere Heilung, damit nicht Emotionen allein das Handeln und Leben in dieser schwierigen Zeit bestimmen. Auch das ist Teil der Bitte, wie ich sie verstehe: „Verleih uns Herzens-Frieden gnädiglich“, damit wir auch klar denken und urteilen und überlegt handeln können.

Das tun wir also heute, wünschen und beten. Für uns und mit uns tun es die Musizierenden, deren Namen im Programmblatt geschrieben stehen nebst dem Text der Kantate, den Sie dort übrigens nicht zur Kontrolle der Solisten und des Chores, sondern vielmehr zu Ihrer eigenen, also der Hörenden Erbauung abgedruckt finden.

Kurz: Haben Sie – dem Schwierigen und Belastenden zum Trotz, das uns in diesen Tagen auferlegt ist – viel Vergnügen, auch geistliches Vergnügen, gute Gedanken und vollen musikalischen Genuss. Und vergessen Sie bitte nicht, sich nach rechtzeitig anzuschallen.



Der Neujahrsrede Erster Teil:

Kalender- und Kirchenjahr haben bereits vor zwei Monaten einen kleinen Bruder bekommen. Über den einfachen Rhythmus des Kalenderjahres hat man auf das bereits versetzt liegende Kirchenjahr noch einen weiteren synkopischen Taktschlag gelegt. Man hat den 31. Oktober zu einem eigenen Neujahrstag geadelt. „Man“, das ist der leitende Bischof der VELKD Gerhard Ulrich. Am Beginn seines Berichtes vor der Generalsynode am 3. November 2016 rief er seinen Mitsynodalen in Magdeburg feierlich zu: „Nun sind wir also am vierten Tag des Reformations-Neujahrs!“⁴ Wie schon während der Reformationsdekade seit 2008 wurde auch schon 2016 der berühmte Tag vor Allerheiligen zum Auftaktdatum des neuen, kalendarisch aber erst nachfolgenden Schwerpunktthemenjahres. Entsprechend hat **2017** gefühlt und inszeniert – auch bei uns – bereits am zurückliegenden 31.10. begonnen und wird folglich ein verdammt, nein bitte ein gesegnet langes Jahr werden.

Den 31. Oktober hat man - wieder - mit dem Nimbus eines beinahe heilsgeschichtlichen oder doch wenigstens kirchen- und weltgeschichtlich bedeutsamen Ereignisses umgeben. Politik und Tourismusbranche haben diesem Gedanken - wohl eher unbeabsichtigt - viel Schwung gegeben, weit mehr als die Kirche selber der Sache jemals hätte geben können. Unser Ratsvorsitzender Heinrich Bedford Strohm nutzt die Gunst der Stunde und schlägt vor, der 31.10. solle jedes Jahr ein gesetzlicher Feiertag sein, auch nach **2017**. Wir an Katharinen haben diesen Tag ohnehin schon seit mehr als 10 Jahren festlich begangen und werden das auch weiterhin treu tun, ganz gleich, wie die Diskussion in den Parlamenten ausgeht.

Nun ist es natürlich nicht neu, dass die Wittenberger Reformation mit besonderem religiösem Pathos aufgeladen wird. Ein Endzeitereignis. Eine Chance für Deutschland und die Welt in apokalyptisch anmutenden Zeiten. Trotz mancher gefühlter Verwandtschaft unserer Tage mit spätmittelalterlichen Stimmungen überrascht es, dass das heute wieder geschieht. Schauen wir uns das einmal an.

Auf das große Jubiläumsjahr werden Erwartungen projiziert, die chiliastischen Denkmustern ähneln. Chiliasmus, Sie wissen das, ist jene vergessene christliche Hoffnung auf ein irdisches goldenes Zeitalter. Dieses Zeitalter soll heraufkommen, bevor die Welt endlich untergeht und dann vollends neu geschaffen wird. Chiliasmus

⁴ <http://www.velkd.de/downloads/161103-DS02-Bericht-Leitender-Bischof.pdf>.

von χίλια, tausend. 1000 paradiesische Jahre auf Erden. Dafür sind unsere Ohren allerdings gründlich verdorben worden. Da pfeift ein deutscher Tinnitus in uns, den wir nicht mehr loswerden. Und der uns nicht vernehmen lässt, was für eine schöne diesseitige Hoffnungsfreude im christlichen Chiliasmus pulsiert. „Hoffnung auf bessere Zeiten.“ Fortschritt. Aufwärtstrend. Lange gute Jahre für Menschheit und Schöpfung. Science fiction in glücklich. Bilder aus märchenhaften Vorstellungen vom Schlaraffenland haben sich hier mit eingeschlichen, auch diese Verzerrungen werden wir wohl nicht mehr los. Für den religiösen Otto-Normalverbraucher ist das einfach zu schön, um wirklich wahr werden zu können.

Für **2017** machen wir es deshalb etwas bescheidener: Hoffnung wenigstens für die evangelische Christenheit, und vor allem in Deutschland, genauer: Sachsen-Anhalt und Thüringen, und da eigentlich nur die Lutherstätten und –Städte. Eher nebenbei soll es auch für das Christentum überhaupt eine Wohltat werden. Und zuletzt vielleicht doch ein bisschen Genesung für die Welt, die wir wieder zu einem neuen Sommermärchen einladen.

5

Die chiliastische Stimmung der Jubiläumsmacher überrascht. Denn das 16. und das 17. Jahrhundert, die Ursprungs-, Konflikt- und Konsolidierungsepoche des Protestantismus, waren eher von apokalyptischen Endzeitstimmungen überspült. Finstere Weltsicht, schreckliche Zukunft, große Katastrophen. Man litt unter Pestwellen, man fürchtete den Teufel in der Kirche und die Türken vor Wien. Da war die Reformation eine Rettung in letzter Minute, aber kein Zukunftsfanal für die umfassende Besserung von Kirche und Welt. Die Reformation war keine freudvolle Entspannung, sondern eine Verschärfung des Konfliktes zwischen Gut und Böse. Man beharkte sich nach Kräften und mit aller Phantasie, die man aufbieten konnte. Wenn wir allein schon die rhetorische Höllenhitze des 16. und beginnenden des 17. Jahrhunderts bedenken, dann kann es die Menschen damals nicht sonderlich überrascht haben, dass mit dem 30-jährigen Krieg eine Katastrophe endzeitlichen Ausmaßes über sie hereinbrach. 1617 – das erste Jubeljahr – war nur das religiöse Indianergeheul zum Kriegsausbruch ein Jahr später. Am Reformationsjubiläum Nr. 1 scharrtten die apokalyptischen Reiter schon ungeduldig mit ihren Hufen.

Davon unterscheiden wir uns heute. Jedenfalls hinsichtlich unseres Jubiläums. Die Welt hingegen gerät in diesen Tagen – zumindest gefühlt – wieder aus den Fugen. Man sollte aber vielleicht doch dankbar sein für jeden, der sich heutzutage *nicht* zum Endzeitpropheten berufen fühlt. Das nur nebenbei.

Verglichen mit früheren aggressiven Reformationsjubiläen gilt heute die Devise: „**2017** wird anders.“ Mit entsprechenden Verlautbarungen und medienwirksamen

Symbolhandlungen inszeniert die EKD ihren eigenen geschichtlichen Fortschritt. Sie beteuert die zunehmende Besserung ihrer moralischen und theologischen Problemzonen. Wir arbeiten demonstrativ an der Behebung einiger Geburtsfehler der Reformation. Verdammung der Katholiken und der Täufer, Judenhass, Türkenfeindschaft, um nur die auffälligsten zu nennen.

Es ist – so scheint mir – ein überwiegend moralischer Chiliasmus, dem man jetzt huldigt. Wir machen es besser. *Wir. Machen.* Und dann wird es schon anders werden. *Besser.* Der neue genetische Code dieses Vorhabens besteht in einem populären Verständnis des Toleranzbegriffs. Alles Trennende wird mindestens für zweitrangig erklärt. Viele von den lange Zeit immer wieder reflektierten und neu austarierten Identitäts-Unterscheidungen scheinen jetzt mit großer Geste – mindestens vorübergehend – vom Tisch genommen zu werden. Fast alles, was sich im Modus des theologischen Urteils und der religiösen Differenzierung bewegt, wird wie ein Wasserzeichen blass in den Hintergrund gerückt. „Uns kriegt keiner mehr auseinander“, verkünden die obersten evangelischen und katholischen Repräsentanten. „Zwischen uns passt kein Blatt mehr.“ Noch nicht einmal die Gemeinsame Erklärung von 1999 zur Rechtfertigungslehre kommt in diesen Tagen eine entsprechende Würdigung. Theologenkram. Zu viel Gedanke und zu wenig Gefühl. Versteht eh kaum jemand und braucht deshalb auch keine besondere Rolle mehr zu spielen. Für die neue Art von Guter-Laune-Ökumene, die man derzeit baut, sind Bekenntnistexte und Theologische Erklärungen nicht entscheidend. Obwohl es sie weiterhin gibt und jährlich neue, teilweise umfangreiche, inhaltlich gewichtige Worte hinzukommen. Worte, die das Näher Rücken auf der Konfessionsbank nicht unbedingt leichter machen. Aber diese Texte würden **2017** nur stören. Lassen wir den Blätterwald also rauschen und gehen anderswo miteinander spazieren. Z.B. in Jerusalem auf dem Tempelberg.

7

Einige Zwischenbemerkungen dazu: Wenn die Ökumene in unserer zerrissenen Zeit eine Bedeutung haben kann, dann weniger die, dass wir stimmungstrunken bei gutem Jubiläumswetter unsere gefühlte Einheit begießen und Gegensätze einfach hintanstellen nach dem Motto der Berliner Verkehrsbetriebe: „Is mir egal.“ Kann das wirklich eine tragfähig Ökumene sein? Ökumene ist doch vielmehr die Darstellung und Feier eines reichen aber komplizierten christlichen Pluralismus. Die „Ökumene der Profile“ ist natürlich schwieriger als die Einigung auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner für ein Jahrhundertgedenken.⁵ Aber wenn wir unserer Zeit etwas zu geben haben,

⁵ Wobei Christus als „kleinsten“ gemeinsamen Nenner zu bezeichnen („Christusfest“) natürlich eine theologische Unverschämtheit ist. Aber das Prozedere der Einigung folgte dem Muster des kleinsten gemeinsamen Nenners.

dann eine derzeit höchst seltene Erfahrung. Ich meine die Erfahrung, dass das Evangelium aus Menschen verschiedener Herkunft eine spannungsvolle „Konfliktgemeinschaft“⁶ macht, in der man es gut miteinander aushalten kann. Und dass dasselbe Evangelium etwas beinhaltet und vermittelt, das in eben dieser Konfliktgemeinschaft Gemeinsamkeit und Befriedung schafft. Das ist noch sehr abstrakt gesprochen. Konkret könnte das heißen: Wir müssen reden. Über das Priester- und Papstamt, über kirchliches Amtsverständnis auch bei uns Evangelischen, dabei natürlich sowohl über die Rolle der Frau als auch über die konkrete Verantwortung des Kirchenvolkes für ihre Kirche, über Gemeinde und Kirchenleitung, über das Verhältnis von moralischer Weite und Bestimmtheit, über Familienbilder u.a.m. Wer es noch nicht weiß, ahnt es: Die Unterschiede und Debattenverläufe gehen quer durch die Konfessionen und Kirchenbünde. Und als Protestant sage ich dazu: Lasst ab vom Fraktionszwang. Gewährt und fördert die Freiheit des Gewissens! Eines Gewissens, das allein in einem intimen Gottesverhältnis vom Heiligen Geist durch Gottes Wort gebunden sein darf und sich dem friedlichen argumentativen Dialog der Mitschwestern verpflichtet weiß. Niemand erhebe sich oder lasse sich zum obersten Lehrer und Repräsentanten über die anderen erheben. Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder und Schwestern.⁷



Wir werden in mehreren strittigen Fragen keine gemeinsamen Ergebnisse erzielen, keinen einmütigen Konsens zustande bringen. Wer mit dem gemeinsamen Abendmahlfeiern wartet, bis das so weit ist, kann lange warten und hat noch viel zu rosarote Phantasien von christlicher Einheit. Manches wird vielleicht noch schwieriger, wenn wir darüber zu reden beginnen. Tun wir's bitte trotzdem! Bei der unauflösbaren Verschiedenheit mancher Überzeugungen ist die gemeinsame Basis in Christus nicht der Kitt, um die Aufgliederung in verschiedene Kirchen überkleistern oder irgendwie unsichtbar machen könnte. Unsere Kirchen und Gemeinden und viele Christen sollten ihre verschiedenen Identitäten selbstbewusst und stilsicher weiterentwickeln. Bremst und verunsichert sie nicht in ihrem Ausdruck. Seit wann ist Diversität ein Nachteil? Nein. Kirchentrennung ist kein Manko. Soll man das Spaltung nennen? Mit diesem abwertenden Begriff, der zur Semantik einer Beschreibung von Sekten gehört und gerne wie ein Bumerang in die Diskussionen geschleudert wird, bin ich zurückhaltend. Und wenn schon, dann müsste man doch historisch genau hinschauen: Wer hat wann und wodurch die Spaltung vollzogen? Die Antworten fallen für unterschiedliche Regionen sicher auch verschieden aus.

⁶ Wolf-Dieter Hausschildt, Konfliktgemeinschaft Kirche.

⁷ vgl. Matthäus 23,8.

Aber davon abgesehen und mehr auf's Gegenwärtige geschaut: Mindert institutionelle Trennung und Unterschiedlichkeit unsere Glaubwürdigkeit? Trennung mindert unsere Glaubwürdigkeit nur dann, wenn wir uns wegen der spannungsvollen Unterschiede gegenseitig absprechen, einen ernst zu nehmenden Glauben, ein gültiges Christsein zu haben und ein vollständige Kirche zu sein. Die Bibel selbst beinhaltet doch einen breiten Pluralismus der Glaubens- und Lebensweisen. Im Neuen Testament sind verschiedene Christentümer gut zu erkennen. Die Infrastruktur des Römischen Reiches ermöglichte Reisebewegungen und führte in den Stadtgemeinden zu verrückten Mischungen und massiven Debatten. Lesen Sie mal die Korintherbriefe! Man rang teilweise rechthaberisch um Deutungshoheiten. *Das* ist unser Ursprung. Ein Ursprung, in dem der Ausruf „Christus ist unser Friede, der aus beiden eins gemacht hat“⁸ eine Entdeckung war, eine Erkenntnis, die viel Frische und Offenheit in die Gemeinden bringen konnte. Ende meiner Zwischenbemerkungen.



⁸ vgl. Eph 2,14.

Der Neujahrsrede Zweiter Teil:

Die Evangelische Kirche hat in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen, historische Lasten anlässlich von 500 Jahren Reformation aufzuarbeiten. Man hat versucht, aufzuräumen, bevor die Festgäste kommen. Die Ökumene ist ja nur eines der Felder, auf denen man zu ackern hatte. Ein klärendes und distanzierendes Wort zum historischen evangelischen Judenhass wurde ebenfalls gesprochen. Von unseren jüdischen Schwestern und Brüdern wurde das dankbar und würdigend begrüßt. Auch wenn das noch nicht das abschließende Wort dazu gewesen sein wird und manches zu klären ist, so ist es doch ein Anfang, genauer: die Fortsetzung einer Linie, die nach 1945 in christlich-jüdischen Gesellschaften, auf EKD-Synoden sowie in Kirchenverfassungen und vielen Initiativen ihren Niederschlag gefunden hatte. Es entspricht dem Evangelium selbst, dass wir die jüdischen Wurzeln unseres Glaubens ohne theologische Verzerrungen wahrnehmen und würdigen. Und dass wir die Schuld- und Verletzungsgeschichte mit offenem differenziertem Blick betrachten, um sensibel zu bleiben für das, was in dieser besonderen Beziehung zwischen Christen und Juden an der Zeit ist.

10

Ein anderes Themenfeld noch, mit dem ich allmählich auf die Zielgerade einkehre.

Die obersten deutschen Kirchenrepräsentanten der evangelischen und der katholischen Kirche haben eine ökumenische Reise nach Jerusalem unternommen. Ich erwähnte das bereits. Pathetische Worte und öffentlichkeitswirksame Bilder wurden geschaffen und publiziert. Ein historischer Schritt! Ein gemeinsamer Auftakt für das Jubiläumsjahr. Was für eine Tat, erstmalig nach 500 Jahren. Böses Feedback kam allerdings in die gut gemeinte Inszenierung, als die beiden Bischöfe auf dem Tempelberg ihre Amtskreuze ablegten. Aus Rücksicht auf religiöse Empfindungen und mit Blick auf die politische Brisanz, die an diesem Ort allgegenwärtig ist. Ohne hier ins Detail gehen zu wollen: Aus zeitlichen Abstand betrachtet, wirft dieser Vorfall und die darüber entbrannte Debatte einige Erkenntnisse ab, die für die große Jubiläumsinszenierung vielleicht bedenkenswert sind.

Offensichtlich ist, dass die mediale Bildersprache nun einmal kein Wörterbuch hat, mit dem man prüfen, benoten und für alle verbindlich festlegen könnte, in wieweit eine Szene richtig übersetzt oder falsch verstanden wird. Bilder sind wie die Menschen, die sie betrachten und deuten: wild und eigenwillig. Sie lassen sich nicht gern zähmen und bevormunden, nicht in ein vorgegebenes richtig/falsch einsortieren.

Ist dieses kleine Beispiel nicht ein Vorgeschmack, ein Lehrstück *en miniature* gewesen, eine Lektion, von der man sich daran erinnern lassen könnte, mit welchen Bildstörungen man im Inszenierungsjahr 2017 rechnen muss? Und: Wie schwierig es ist, wie komplex, sich vom Evangelium her zu politischen Konflikten und Themen zu verhalten. Gerade dasjenige Zeichen, das so unübersehbar deutlich macht, dass Gott selber sich unserer Verletzbarkeit ausgesetzt und preisgegeben hat, gerade dasjenige Zeichen, mit dem er einem politischen Machthaber in wehrloser Souveränität gegenüberstand und deutlich machte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ – gerade das Kreuz Jesu markiert doch das geistliche Spannungsfeld, in dem Christen und Kirchen derzeit stehen. Man sollte es nicht ablegen, denn es ist doch kein Siegeszeichen. Es ist verbunden mit einer Warnung an die religiösen Führer, einer Warnung, die im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit bekanntlich krass missachtet wurde: „Stecke dein Schwert an seinen Ort. Denn wir zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen.“⁹ Als Christen und Kirchen sind wir mit einem großen und teils bedrohlichen Kräftespiel konfrontiert; wir sind herausgefordert von sehr verschiedenen politischen Akteuren, von Hass und Gewalt, von neuem aggressivem Atheismus und ebenso von Vereinnahmungsversuchen. Von Kritikern und Gegnern und angeblichen Freunden und von sehr eigendynamischen Partnern, z.B. den staatlichen Partner bei den Feiern zum Reformationsjubiläum. Der Glaube verlangt, dabei eine ganz eigene, vielleicht missverständliche und missverstandene Rolle einzunehmen. Wir dürfen uns in gesellschaftlichen Konflikten weder vorschnell positionieren noch hysterisch verkämpfen. Die öffentlichen politischen Auseinandersetzungen sind nicht selten Konflikte, die nur an der Oberfläche stattfinden und gelegentlich in viel zu einfachen Alternativen gefasst sind!

Ja, das Jubiläum wird eine schwierige Sache. Wir wollen es anders machen. Aber wie kann das gelingen? Die Absicht, das Gewollte, ist offensichtlich und eindeutig. Man versucht zu verdeutlichen, dass dieses Jubiläum - und schon die vorausgehende Dekade - uns einem historischen Wendepunkt nähergebracht oder schon direkt an ihn herangeführt hat.¹⁰ Das „Reformations-Neujahr“, das Bischof Ulrich in Magdeburg mit gerade mal drei Tagen Verspätung proklamierte, meint mehr als nur ein hervorgehobenes Einzeldatum. Es ist ein ganzes Jubeljahr, ein *anno domini jubilare*. Ein

11

⁹ Mt 26,52.

¹⁰ Wolfgang Thielmann, Lutherdämmerung, in: Christ & Welt vom 8. Juli 2016: „Es war gut gedacht. Zehn Jahre lang sollte die evangelische Kirche ackern. Und dann besser vorbereitet sein auf die kommenden Jahre.“ Er meint das Impulspapier „Kirche der Freiheit“, das er als eigentlichen Startschuss in die Reformationsdekade anzusehen scheint.

neuer Anfang. Der gewünschte Beginn einer Epochenwende für die Kirche. Große Fanfare!

Aber halten wir uns heute einmal eine kritische Gegensicht zu den bisherigen Bemühungen vor Augen. Prüfen wir mit den Gedanken einer Gegendarstellung, ob der bisherige Zuweg nach **2017** uns in Sackgassen oder auf eine gute Durchfahrt führt.

Es ist schon seit Jahren betont von einem „Aufbruch“ die Rede. Reformationsjubiläum und Strukturreformen sind die beiden neugeborenen Schwestern der letzten Dekade. Aufbruch! Dem hat man eine eigene Homepage sowie Symposien und zahlreiche Publikationen gewidmet. „Aufbruch“ ist im Christentum ein großes Wort. Ein zutiefst theologisches Wort. Der große geistliche Exodus in eine neue Zukunft wird beschworen und gefeiert, oder wenigstens vorbereitet. Die Puzzleteile der zahlreichen Initiativen auf EKD- und Landeskirchenebene fügen sich nicht unbedingt zu einem geschlossenen Bild, aber doch zu einem Gedanken zusammen, den ich hier ein letztes Mal wiederhole. **2017** wird anders. Wir machen es besser. Wir machen bessere Zeiten. Wenigstens für die Kirche soll es besser werden. Das sind wir einer wilder werdenden Welt zu ihrer ersehnten Genesung schuldig.

12 Statt einer schriftgewordenen Wolken- und Feuersäule, die uns unverfügbar gegenübersteht und vorangeht, orientieren wir uns allerdings an Best-Practice-Beispielen. Wir brauchen keinen Gott, der uns führt. Soll er doch im gelobten Land einer besseren Zukunft auf uns warten. Wir kommen schon nach und finden den Weg dorthin und die Ressourcen dafür auch ohne ihn. Wir haben Aarons die Fülle, die uns tanzen und feiern helfen, damit wir wohlgenut weiterziehen können, um am Ende mit Leichtigkeit über den Jordan zu gehen.¹¹

Meine Damen und Herren, ich gebe freimütig zu, dass mich die verlockende Aura von **2017** sehr anzieht und bin gespannt wie ein Flitzebogen. Diese Aura löst ein spirituelles und intellektuelles Kribbeln aus, sonst würde ich mich nicht zum zweiten Mal öffentlich dazu äußern. Schon die Veröffentlichung des Impulspapiers „Kirche der Freiheit“ im Jahr 2006 hatte mich eigentümlich berührt und erwartungsvoll gemacht. Die dann gefolgte Zukunftskonferenz der EKD in Wittenberg habe ich im Internet verfolgt, die Debatten auf den Synoden in kleinen Videos angeschaut, einige Aufsätze und Bücher zum Thema durchstöbert. Ich spürte einen Anhauch geistlicher Bewegung. Oder war das nur dieses sonderbare Gefühl, wenn man seinen angeleckten Zeigefinger in die Luft hält, um die Brise zu spüren, dann aber doch nicht richtig sagen kann, woher das laue Lüftchen eigentlich weht, und ob überhaupt gerade Wind

¹¹ Nur Mut, liebe Leserin, lieber Leser! Betrachten Sie die Zweideutigkeit dieser Redewendung hier einmal von der anderen Seite, als Christian Hennecke es in seinem Buch tut: Ders., Kirche geht über den Jordan.

oder einfach nur kalte Luft da ist? Viel Skepsis hat sich inzwischen in die Hoffnung auf bessere Zeiten gemischt.

Und mit dieser Mischung lese ich die Ankündigung des Reformationsjubiläums in einer der jüngsten EKD-Broschüren:¹²

"Gott neu ..." 500 Jahre Reformation: Das Jubiläum wird etwas anderes als nur Rückblick, Festakt und feierliche Erinnerung. Es wird – so Gott will – ein neuer Anfang sein. Denn wir begeben uns in den kommenden Monaten gemeinsam auf Gottesuche. Wir wollen Gott und Kirche im 21. Jahrhundert und für das 21. Jahrhundert neu finden. Das ist ein Wagnis, für jede Einzelne und jeden Einzelnen. Und es ist eine Einladung zur Gemeinschaft. Die Einladung, im Dialog die persönliche Beziehung zu Gott zu betrachten und erneut zu bestimmen. Unsere gemeinsame Reise hat begonnen."

Hoffnung und Skepsis, beides ringt in mir miteinander, und der Kampf ist noch unentschieden. Eines aber halte ich schon jetzt für uneingeschränkt möglich und nötig. Lasst uns zurück zu den Quellen gehen. Ad fontes, aus denen sich der Glaube, das Christsein und die Kirche bilden.

Deshalb werden wir uns ab kommenden Sonntag auf den Weg machen und den Römerbrief neu zu Wort kommen lassen. In einer Woche geht es los. Jene neutestamentliche Schrift, die schon mehr als einmal in unübersichtlichen Zeiten starke Impulse zur Erneuerung des Glaubens gegeben hat. Mit Wirkungen tief in die Geistesgeschichte hinein. Mit Konsequenzen für das gesellschaftliche Leben damals und bis heute. Wir schlagen das Neue Testament auf und bedenken, was dort geschrieben steht. Hören und meditieren, was dort als Wort an die Christenheit und auch alle nicht-römischen Christenmenschen zu uns kommt.

Erlauben Sie mir, Ihnen zum Schluss eine persönliche Geschichte zu erzählen.

In meinen Kölner Jahren habe ich eine alte Dame gekannt. Sie hat fast das ganze 20. Jahrhundert erlebt und war Ende der 90er entsprechend betagt. Sie war ein Fräulein geblieben, und wurde auch so genannt. Das war natürlich ein stillloser Anachronismus am Ende des 20. Jahrhunderts, den viele emanzipierte Damen zu Recht als Unverschämtheit hätten empfinden müssen. Aber bei Fräulein Hackenberg gehörte das „Fräulein“ einfach zum Namen dazu wie der Dokortitel zum Arzt. Sie war klein und

¹² https://r2017.org/fileadmin/downloads/gott_neu.pdf

ging inzwischen gebeugt auf einen Gehstock gestützt. Aber mit wachem Geist schauten ihre fast blind gewordenen Augen über die dicken Brillengläser zu einem auf, als könnte sie ohne die geschliffenen Linsen noch irgendwas erkennen. Sie spielte Orgel, alles aus dem Gedächtnis, die Finger erinnerten sich mühelos und fanden ihre Tasten wie im Schlaf. Einige Male standen wir bei grauem Wetter am Parkplatz des Gemeindehauses, trafen uns dort zufällig und plauderten kurz. Mehr als einmal sagte sie mir mit ihrem ostpreußischen Akzent, den ich nur unvollkommen nachahmen kann. „*Härr Buusch, die Kierche wird sich bald erhoolen! Es wird bässer mit ihr.*“

Gerne hätte ich sie später noch einmal gefragt, wie sie darauf gekommen war. Doch diese Frage fiel mir nicht mehr rechtzeitig ein. Ich suchte und suche doch bis heute Anhaltspunkte für eine solche Hoffnung. Ich hoffe auf blühendes Gemeindeleben, für das es schöne und ermutigende Anzeichen gibt, das aber doch auch Hoffnung bleibt. Hoffe auf neue geistliche Inspiration für meinen Glauben, auf eine apostolische Kirche und eine Bewegung im Protestantismus, die die kirchlichen Formen und Strukturen wieder flüssig und leicht macht. Aber ich wusste und weiß: Es war das Geheimnis dieses Fräuleins und sollte es bleiben, woher ihr dieser Gedanke zugeflogen kam. Unbegründet und unverbunden mit der sehr durchwachsenen Erfahrung im kirchlichen Innensektor steht diese Hoffnung im Raum der Zeit. Kommt irgendwoher und setzt sich fest wie Unkraut, wächst zwischen den Steinritzen und Asphaltlöchern einer von Regeln und Zuständigkeiten zubetonierten Kirche heraus. Ein kleines Pflänzchen nur. Ein Keimling, der wie ein fremdes Gewächs aus wärmeren Gefilden im rauen Klima unserer Tage zwar schlecht gedeiht, aber immerhin ein einsames hellgrünes Blättchen hervorbringt. Die Kirche wird sich bald erholen. Von dem Reformgewühle und dem Veränderungsehrgeiz, von der unablässigen Anstrengung, noch mehr Strukturen zu schaffen und neue, natürlich effizientere Gremien- und Verwaltungsaufgaben anzuhäufen.

124

Die Kirche wird sich bald davon erholen, wenn sie nur ein paar Kirchenjahreszeiten brach liegen darf. Ein paar Mal 31. Oktober nur, ohne dass von oben nach unten Bedeutsames durchorganisiert wird. Wenn die fleißigen Landwirte der Kirchenlandschaft nach dem kräftigen Pflügen und Eggen der letzten Jahre nun der eigentlichen Saat endlich eine neue Chance göben! Und dann nach der Saat den Acker zufriedenließen. Und die professionelle Klugheit besäßen, ihn sich selbst, nein: die Kirche und die Menschen Gott zu überlassen.

Dann wird die Zeit der Erholung kommen. Dann wird auch unser zaghafter und fruchtloser Glaube genesen und gedeihen. Es wird besser mit uns werden. Und dadurch vielleicht auch mit dem kleinen Stück Welt, in das wir gestellt sind, um genau hier ein Segen zu sein.

Öffnen wir uns heute einer Zusage, die uns für **2017** als Losung gegeben ist. „Gott spricht: Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben.“

Damit wünsche ich uns ein neues und ein gesegnetes Jahr **2017**.